

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 243.

Sonntag, 17. Oktober.

1915.

(17. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Elster.

Frau Schäffer trat jetzt auch hinzu und begrüßte Horst. Die in die Mission geflüchteten Chinesen, Männer, Frauen und Kinder, umringten Horst und die Matrosen und machten ihren Gefühlen in lärmenden Dankesäußerungen Luft.

„Kommen Sie bitte in das Haus, Herr Leutnant“, sagte Frau Schäffer. „Ein einfaches Mahl steht bereit, und auch für Ihre Leute soll gesorgt werden. Ich bin ja so froh, einmal wieder deutsche Landsleute bewirten zu dürfen!“

Man begab sich in das Haus, während die Matrosen in der Schulstube bewirtet wurden.

„Wollen Sie nicht mitkommen, Rätche?“ fragte Frau Schäffer diese, als sie zurückblieb.

„Ich bitte mich zu entschuldigen“, entgegnete Rätche, wie aus einem schweren Traum erwachend. „Ich darf meinen Bruder nicht verlassen.“

„Nun, auf später denn . . .“ und die kleine, geschäftige Frau eilte den Männern nach in das Haus.

Rätche blieb allein auf der Veranda zurück. War denn das Wahrheit, was sie eben erlebt hatte? War das wirklich Horst gewesen, dessen Blick sie mit solch finstern Ausdruck gestreift hatte? Was war geschehen? Was hatte sein Wesen so ganz und gar verändert?

Sie schaute sich um wie in einer ihr ganz fremden Umgebung. Aus dem Hause schallten einzelne Worte der Unterhaltung, die die Herren führten, zu ihr heraus; das Klaudern und Lachen der Matrosen und der Chinesen im Schulhaufe klang herüber, sie sah die chinesischen Frauen hin und her eilen, Speise und Trank herbeizuholen, sie sah den Posten am Tore, den Horst dort aufgestellt hatte, auf- und abgehen, das Gewehr unter dem Arm — sie sah alles und doch wieder nichts. Wie ein Schleier lag es vor ihren Augen; die Sonne, die strahlend über den Bergen emporstieg, schien ihren Glanz verloren zu haben; das Rauschen der Bäume dünkte ihr eine eintönige, traurige Melodie, und der Gesang der Vögel schien sie zu verspotten.

Dimkte Nacht umhüllte sie!

Wie war es möglich, daß er die Worte der Liebe, die er ihr vor kurzem noch in das Ohr geflüstert, so rasch vergessen hatte? Sie hatte ihm freilich damals verboten, von seiner Lieb zu sprechen, aber der frohe Glanz ihrer Augen, ihr glückliches Lachen, ihr inniger Händedruck, ihr künftiges Einschliefen während des Langes — das alles war doch die stumme Sprache der Liebe, der Sehnsucht, des Glückes gewesen, die sein eigenes Lieben des Herz verstehen mußte. War das alles vergessen? War das alles versunken und gestorben? Wer hatte sie seiner Liebe beraubt? Welcher Schatten, welches Gewesest stand zwischen ihm und ihrer Liebe, ihrem Glück?

Und plötzlich überkam ihr stolzes Herz eine tiefe Scham, daß sie ihm ihr Herz geöffnet, daß sie ihm einen Blick in ihr innerstes Empfinden hatte tun lassen, daß sie nicht stolzer und stärker gewesen war, daß ihr Herz von Hoffnungen erfüllt gewesen war, die sich jetzt als eitle Träume herausstellten.

Sie dachte an die demütigenden Worte, die einst seine Mutter zu ihr gesprochen; sie dachte an den Hochmut seiner Familie, an den Hochmut des Mannes, dem sich ihr Herz hatte zuneigen wollen; die Gespenster der alten Heimat, die der freie Luftzug der großen, weiten Welt verschleucht hatte, stiegen vor ihr empor, sie und ihre Liebe verspottend, und nun glaubte sie zu wissen, was diese Wandlung seines Wesens hervorgebracht hatte.

Tränen der Scham, Tränen des Stolzes, Tränen des Bornes quollen in ihren Augen empor. Aber ihre Gestalt straffte sich, ihre Büge nahmen einen kalten, stolzen Ausdruck an, seiner Kälte, seiner Gleichgültigkeit setzte sie ihren Stolz entgegen.

Mit Gewalt unterdrückte sie die Tränen, die jetzt ihrer unwürdig erschienen. Mit Gewalt unterdrückte sie den Schmerz, der ihr Herz zerreißen wollte; mit Gewalt zwang sie sich zur Ruhe, zur Kälte, zum Stolz. Und plötzlich stand die Gestalt des Mannes wieder vor ihr, dem ihr stolzes Herz sich zuerst zugeneigt hatte, der sich in scharfer Mannesliebe ihr genahet und dem sie voll Stolz ausgewichen war, damals, als er gekommen war, um ihre Hand und Herz zu werben.

Wenn sie ihren Stolz bezwungen, wenn sie den Mut gehabt hätte, ihm zu folgen, würde er sie auch haben lassen lassen um Kleinlicher Bedenken willen? Würde er nicht zu ihr gestanden haben, der ganzen Welt zum Troste?

Würde jene Mannesliebe nicht stärker und tiefer gewesen sein, als die Jünglingssehnsücherei Horsts, die heute lichterlos aufblannte, um morgen in Asche zu zerfallen?

Fast fühlte sie Sehnsucht nach jenem starken, stolzen Mann, der mit seiner Liebe rang, der, wie sie wohl mußte, um ihren Willen die Heimat verlassen, um draußen in der weiten Welt sein trotziges Herz zur Ruhe zu zwingen. Fast bereute sie, daß sie damals nicht dem Mut gehabt hatte, ihre Hand in die seine zu legen, um sich von ihm führen zu lassen.

Ohne das gemeinsame Wohnzimmer, wo die Herren noch immer bei Tische saßen, zu betreten, begab sie sich zu ihrem Bruder, der bereits wieder in einem Sessel am Fenster saß.

„Nun, Kleine“, rief er ihr gut gelaunt entgegen, „jetzt ist ja alle Not zu Ende! Wer ist denn der Offizier, der uns Hilfe gebracht hat?“

„Leutnant von Haidbrink“ . . .

„Er der Tausend!“ rief Fred lachend. „Dann freiest du dich wohl doppelt?“

„Ich möchte nicht weshalb“, entgegnete sie kühl.

Fred sah sie erstaunt an.

„Was ist dir denn, Kleine? Ich denke, Haidbrink ist dein ganz spezieller Freund? Brauchst du vor mir nicht zu schämen, liebes Schwesterchen. Er ist wirklich ein netter Mensch und scheint dich in der Tat lieb zu haben.“

„Soß das, Fred . . . Herr von Seidobrink denkt nicht daran — und ich ebensowenig . . .“

„Na nu? — Es schien mir doch, als ob ihr euch einig wäret . . .“

„So hast du dich eben getäuscht . . .“

„Was du für ein seltsames Mädchen bist, Käthe!“

„Durchaus nicht, Fred. Ich weiß genau, was ich will. Und nun laß uns von etwas anderem sprechen. Fühlst du dich stark genug, die Fahrt nach Schanghai zu unternehmen?“

„Freilich . . .“

„So wird es wohl das Beste sein, wir treten diese Fahrt heute noch an. Die „Libelle“ liegt unten am Strande, wir können heute noch abfahren.“

„Aber weshalb so eilig?“

„Ich halte es für am besten so. In Schanghai wirst du auch bessere Pflege haben als hier. Du hast hier ja doch nichts mehr zu tun.“

„Was zu tun ist, kann Krause allerdings allein besorgen. Doch möchte ich mit ihm noch einmal Rücksprache nehmen.“

„Ich werde ihn rufen . . .“

Sie entfernte sich. Erstaunt und überrascht sah Fred ihr nach.

„Was ist dem Mädchen nur in dem Sinn gekommen?“ murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin.

Nach einiger Zeit kam Käthe in Begleitung von Horst und Krause zurück. Fred streckte dem Offizier die Hand entgegen.

„Das war schön von Ihnen, daß sie so rasch kamen, Herr Leutnant“, sagte er.

„Ich bedaure mir“, entgegnete Horst höflich, „daß Sie ein Opfer dieser Rebellen geworden sind, Herr Schuhmacher.“

„Oh, das hat nichts auf sich. Ich befinde mich schon wieder auf dem Weg der Besserung.“

„Das freut mich, zu hören. So steht ja Ihrer Rückkehr nach Schanghai nichts mehr im Wege . . .“

„Ja, meine Schwester meinte sogar, daß wir noch heute die Rückkehr antreten könnten.“

„Ich stimme Ihrem Fräulein Schwester durchaus zu. Um hier Ordnung zu schaffen, werde ich mit meinen Leuten noch einige Tage hier bleiben, bis der Gouverneur von Hankau Truppen geschickt hat. Unter deren Schutz kann Herr Krause ja die Faktorei wieder errichten.“

„Dafür werde ich schon sorgen“, meinte Krause lächelnd. Horst erhob sich.

„Ich habe mich gefreut, Herr Schuhmacher, Sie verhältnismäßig so wohl zu finden. Wir sehen uns vor Ihrer Abfahrt wohl noch. Jetzt müssen Sie mich entschuldigen, ich muß nach meinen Leuten sehen . . .“

„Bitte, lassen Sie sich nicht abhalten . . .“ entgegnete Fred kühl, dem die steife Höflichkeit Horsts nicht entgangen war.

Horst reichte ihm die Hand.

„Also auf Wiedersehen, Herr Schuhmacher . . .“

„Adieu, Herr Leutnant.“

Horst entfernte sich, nachdem er sich vor Käthe höflich verbeugt hatte. Krause folgte ihm, nachdem er Fred aufklüfferte: „Ich komme bald wieder . . .“

Tiefe Stille herrschte in dem Zimmer. Käthe stand abgewandt am Fenster und schaute in den Garten hinaus, scheinbar in Gedanken versunken. Fred beobachtete sie schweigend. Eine Ahnung von dem, was Käthes Wesen so verändert hatte, kam ihm. Ein tiefes Mitleid mit ihr schlich sich in sein Herz; sie war so froh, so glücklich gewesen, selbst während der Gefahr, während sie an seinem Krankenbett gesessen, während der Tod sie umdrohte, hatte sie ihren fröhlichen Mut nicht verloren, und jetzt stand sie da, das Haupt gebeugt, die Stirn gegen die Scheiben gedrückt, die ganze Gestalt so kraftlos, wie von einer schweren Last niedergebengt.

Und plötzlich ging ein Erbeben durch ihre Gestalt,

ihre Schultern zuckten und ein wehes Schluchzen entrang sich ihrer Brust.

„Käthe!“ rief Fred und in seiner Stimme zitterte das innige Mitleid. „Meine liebe Kleine, was hat man dir getan?“

Er streckte ihr die Hände entgegen, und im nächsten Augenblick lag sie zu seinen Füßen und verbarg abschließend ihr Gesicht in seinem Schoß.

Er legte begütigend und tröstend die Hand auf ihr blondes Haupt. „Ruhe, Ruhe, Schwesterchen“, sprach er sanft. „Ich weiß jetzt alles — du brauchst mir nichts zu sagen . . . aber sei stark, mein Schwesterchen . . . Bist ja sonst immer mein mutiges, stolzes, starkes Mädchen gewesen. Wenn er untreu geworden ist, so war er deiner nicht wert . . .“

Da sah sie unter Tränen lächelnd zu ihm empor.

„Verzeih mir, Bruder“, sagte sie, mit bebender Stimme, „daß es mich einen Augenblick überwältigt hat. Aber jetzt ist es vorüber, und ich will wieder dein stolzes und starkes Mädchen sein . . .“

„So ist es recht, Kleine“, entgegnete er freundlich und küßte sie zärtlich auf die Stirn. —

(Fortsetzung folgt.)



Schmeichle niemand und laß dir nicht schmeicheln.
M. Claudius.

Eindrücke eines Leutnants im Osten.

Wir erhalten aus dem Felde folgende Schilderung: Monatelang hatten unsere Truppen in geringen Entfernungen dem Feinde gegenübergelegen. Allmählich tönte die Schießerei der russischen Artillerie von Prasnüsch und Ostroslenka bis weit hinein in die Steppe — Muschalen und Willenberg zu. Die hellen Leuchtkegel der Leuchtpatronen waren meilenweit zu sehen; Nacht für Nacht leuchteten die Scheinwerfer mit ihren weißen Feuergarben. Dann kamen mitten in die Gleichmäßigkeit des Stellungskampfes hinein Teilangriffe auf die russischen Stellungen. Versuche, die die Möglichkeit des Durchbruches erproben sollten. Einige Höhen wurden nach waderer, treffsicherer, artilleristischer Vorbereitung im Sturm genommen. Und dann kam plötzlich die große Offensive.

Wir alle ahnten es ja, daß sie kommen mußte. Aber das Wann und Wie waren für uns die großen Fragezeichen. Lautlos und unauffällig wurden neue Truppenmassen herangezogen. Aber das war noch kein sicherer Beweis für den Durchbruch. Denn man sprach von Ablösung, Verwendung unseres Armeekorps auf einem anderen Kriegsschauplatz. Und dennoch sprach etwas in uns, das den Glauben an die Bagagergerichte von der großen Offensive verstärkte: das allzulange Stillschweigen des Feldes von Tannenbergl

Dieses Gefühl in uns wurde zur Gewißheit, als die drahtlosen Telefunkenwagen mit ihrer glänzenden Feinmechanik ihre Antennen urplötzlich in der Nähe des Quartiers des Generalkommandos auf freier Wiesenfläche aufrichteten und da zur gleichen Zeit hinter einem Höhenkamm ein Fesselballon zu Beobachtungszwecken aufgestiegen war. Eines Morgens, als wir gerade noch damit beschäftigt waren, den Schlaf aus den Augen zu reiben, lugte der langgestreckte, hellgelbe Fleck auf dunkelblauem Himmelshintergrund durch das niedrige Fenster unseres polnischen Bauernstubenquartiers auf unser Strohlager zu ebener Erde — dazu brummt ungerührt unsere schweren Mörser, Minenwerfer, Haubitzen und Feldgeschütze eine laute und kräftig einsetzende Overtüre zur allgemeinen Offensive. Zwei Tage darauf, als ich die verlassenen russischen Stellungen entlang ritt, sah ich die Folgen dieser artilleristischen Vorbereitungen. Das Feld kurz vor und kurz hinter den russischen Gräben war wie umgedeckt von den Geschossen. Unzählige Volltreffer hatten die Schützengruben und Laufgräben verschüttet, und unter den Trümmerhaufen ragten noch Körperteile der gefallenen Russen hervor. Alle paar Schritte lagen die Toten innerhalb und außerhalb der Gräben, entlang der großen Straße, die nach Prasnüsch führt. Hunderte von den weißbleichen und von den Holz-

Kiel-Handgranaten hatten die Russen auf der Flucht liegen gelassen oder weggeworfen. Die Toten, die noch auf der Straße und im freien Felde lagen, hatten ihr Gesicht in der Fluchttrichtung. Im Augenblick des Rückzuges aus dem schützenden Graben hatte sie das mörderische Feuer unserer Infanterie und unserer Maschinengewehre gefällt. Hier auf der Straße, bei einem vollständig zusammengeschossenen polnischen Dorfe, war es auch, wo ich bei einem späteren nochmaligen Vorbeiziehen — fünf Tage nach der Schlacht — leichtverwundete Russen aus einem russischen Unterstand hervorziehen und der nächsten Verwundeten-Sammelstelle übergeben konnte. Ohne Nahrung hatten sich die beiden aus Furcht vor den Deutschen in die tiefsten Winkel des unterirdischen Loches versteckt. Dabei lagen vor dem Unterstand die schon stark in Verwesung übergegangenen Leichname dreier gefallener Russen.

Nun sitze ich in einer besonderen Mission allein in einer — ausnahmsweise tapezierten — polnischen Bauernstube eines Nestes auf der Mitte der geraden Linien zwischen den von uns eroberten Rarewfestungen Pultusk und Roszan. Vor meinem Fenster feilscht mein polnischer Wirt, der ein widerliches Spitzbubengesicht scheinheilig verbirgt, mit einigen Landsturmlenten um ein Stück Schweinefleisch, das er erst in einer schmierigen Tunka gefalzen und dann im schmutzigen Backofen brotartig gebacken hat. Und dabei sieht das Fleisch nicht einmal schlecht aus, und es riecht sogar ganz schmackhaft. 1 M. verlangt der „Panje“ für das Pfund. Feuer genug . . . wenn man weiß, daß der Mann in Friedenszeiten von den Russen nur etwa ein Drittel dieser Mark dafür bekommen hat. Aber meine Landstürmer laufen es schließlich doch . . . denn, so hervorragend unsere Armeefleischkonserven auch sind . . . man sehnt sich doch wieder einmal nach frischem Fleisch. Auch mich packt die Lust zum Kaufen. Da sehe ich aber mal rechtzeitig die mehr als mangelhaft gepflegten Hände des Polen und die keineswegs alabasterweißen, blanken Gebeine der lebhaft mitfeilschenden formlosen „Matka“. Dafür erhebe ich mir einen jungen Hahn, der wenige Minuten später von kundiger Hand leicht angemacht, mit Salat von neuen Kartoffeln ein delikater Kriegsschmaus zu werden verspricht. Von fernher aber leuchtet mir wieder der hellgelbe Fleck eines Fesselballons auf dunkelblauem Himmelshintergrund entgegen, Flieger lehren nach erfolgreichem Erkundungsflug laut furend zum nahen Flugplatz zurück, und der fernhin mehr und mehr verhallende Geschützdonner sagt mir freudig, daß die Unseren in stetem Vorrücken sind. So verläßt uns unsere Siegeszuversicht nie, aber sie bewirkt, daß wir wenige Kilometer hinter der Front einsam und alleine hinter verschlossenen Türen in Feindesland auf frischen Strohgarben so gut wie zu Hause bei Müttern im weiblinnen Daunenbett ruhig einem neuen Morgen entgegenstummern und, angestört von bösen Gesichtern, von dieser großen Offensive den endgültigen Sieg — ehrenvollen Frieden erhoffen. (Zens. Wn.)



Aus der Kriegszeit.

Eine Nacht in den Ruinen von Arras. Unter den Städten der Westfront, die bisher am meisten unter der Gewalt der Granaten und Schrapnells gelitten haben, ist auch Arras an erster Stelle zu nennen. Einen nächtlichen Besuch in den Ruinen der Stadt schildert der Berichterstatter des „Temps“: „Nach vielen verschiedenartigen Schwierigkeiten nähern wir uns dem Weichbild von Arras. Unsere Herzen schlagen vor Erwartung: welch ein Anblick wird sich uns bieten? Das erste Haus, das wir erblicken, ist bis auf einen karglichen Rest der Grundmauern vom Boden weggefragt. Die Hauptstraße — die „Grand' Rue“ — bietet ein ergreifendes Bild. Alle Gebäude weisen Schußbeschädigungen auf; zur Linken wie zur Rechten eingeschlagene Dächer, durchbrochene und zusammengefallene Mauern. Im Stadtgebiet selbst müssen wir unsere Pässe und Zulassungsscheine beglaubigen lassen, dann dürfen wir uns frei bewegen — auf eigene Gefahr, wie man betont, und nur nächstlicher Weise. Das Wetter ist klar und ruhig, der Vollmond scheint. Die Straßen, die wir durchwandern, sind völlig verlassen. Das Leben vollzieht sich unter der Erde. Es verläßt sich nur durch die zitternden Lichtstreifen, die durch Spalten und Ritzen schlecht verschlossener Kellertüren dringen. Auf der Straße schimmern die Hausen von Glasscherben —

die Fenster sind fast sämtlich zersprungen — in farbigen Lichtreflexen. Kein Laut als das Gellen der Kanonen, das, zur Gewohnheit geworden, in Abständen ertönt. Wir wandern weiter, an einzelnen Stellen verweilend, wo Geschosse und Feuer einen ganzen Gebäudekomplex in Trümmer und Asche gelegt haben. Arras ist wahrhaftig ein modernes Pompeji geworden.“

Von den Soldaten im Fieber träumen. Ein interessanter Ausblick über die „Kriegsdelirien“ findet sich in der „Presse médicale“: „Der Patriotismus spielt in den Fieberträumen der Soldaten oft eine hartnäckige Rolle. Ein Verwundeter, der mit gestörtem Erinnerungsvermögen im Lazarett lag, wachte überhaupt nicht, daß er krank sei. Als man ihn fragte, warum er sich hier befinde, wenn er unverletzt sei, erwiderte er: „Ich bin hier, um meine Heimat zu verteidigen.“ Das Bewußtsein der Disziplin, der Respekt vor den Vorgesetzten bleibt manchmal inmitten der verwirrtesten psychischen Zustände ungestört. Selbst Soldaten mit gestörtem Bewußtsein erkennen oft genau den Rang ihrer einzelnen Vorgesetzten. Sehr häufig sind die sogenannten Kriegsträume. Die Soldaten träumen von Batteriestellungen, von Granaterxplosionen, ja sogar humoristische Geschichten von Blindgängern. Meist haben sie im Traume eine schwere militärische Aufgabe auszuführen und die seltsamsten Hindernisse zu überwinden. Ein oft auftretender Soldatenraum ist auch die plötzliche, unerklärliche Rückkehr in sein Heim. Der Kranke sieht im Geiste seine Frau, seine Kinder, er wandert durch die ihm vertrauten Räume, er besucht seine Acker und sein Vieh. Aber fast stets ist es ein trauriges Wiedersehen. „Meine Frau ist krank“, stöhnt der Verwundete im Fieber, „mein Gott, sie ist tot, alle sind tot.“ Häufig führt der fiebernde Krieger laute Gespräche mit einer eingebildeten Person. Der Gegenstand dieser Unterhaltungen ist meist der Krieg, die Stimmung wechselt abgerissen zwischen Hoffnung, Pessimismus und erneuter Hoffnung. Der Kranke hält sich manchmal für einen großen Strategen, er erklärt die einzelnen Bewegungen der Truppen, er dichtet Feldpläne und erläutert sie entweder seinen Saalgenossen oder einer von ihm erdichteten Phantasiegestalt, der er meist einen höheren militärischen Rang verleiht. Hier ein solches, wörtlich aufgezeichnetes Fiebergespräch: „Ja, Herr Hauptmann, die Erde ist aufgeteilt; wir können nicht vorwärts gehen; es wäre Wahnsinn, den Feind unter diesen Umständen anzugreifen; glauben Sie mir, Herr Hauptmann, in diesem Fall ist die Geduld unsere beste Waffe . . .“ Sehr oft sieht der Verwundete sich im Fieber in die Kaserne oder auf das Schlachtfeld versetzt. So will einer schnell durch die Linien laufen und ruft einem imaginären Posten, der ihn seiner Meinung nach aufhalten will, entgegen: „Laß mich, sonst komme ich zu spät zum Appell.“ Die Traumfiguren, die mitten auf dem Schlachtfelde spielen, sind wohl die am häufigsten wiederkehrenden. So gibt ein Unteroffizier, der schwer darniederliegt, seinen Saalgenossen im Fiebertraum laute Befehle: „Der Feind wird Euch entdecken! Schnell, grabt Euch ein!“ Und er hört nicht auf, bis die anderen Kranken ihre Köpfe unter den Bettdecken bergen. Auch Größenwahnsinnsanfalle kommen vor. So fingen bei zwei Soldaten im Schützengraben die Typhusercheinungen damit an, daß sie erklärten, sie seien zu Generalen ernannt worden. Der eine verlangte, daß sein Automobil vorbeifahre. Der andere wollte von seinem Hauptmann begrüßt werden. Man sieht, daß auch im Fieber die Soldaten sich meist mit dem Kriege beschäftigen. Vom Krieg ganz unabhängige Träume gehören zu den Seltenheiten.“

Der Kriegs-Motorradfahrer. Die folgende „Naturgeschichte“ des Kriegs-Motorradfahrers findet sich im humoristischen Teil der französischen Schützengrabenzeitung „Diablo au Corps“: „Seine außerordentliche Beweglichkeit macht es schwer, ihn einzufangen, und daher ist es auch nicht leicht, ihn genau zu studieren. Er ist ein Doppelwesen, halb aus Fleisch, Knochen und Haaren, halb Maschine. Seine Augen sind mit kleinen Fenstern bedeckt. Er kann leicht in zwei Teile zerlegt werden. Der eine Teil bleibt dann leblos auf dem Boden liegen, während der zweite sich bewegt und von einem Bein auf das andere tritt. Vor dem Schlafengehen werden die beiden Teile immer voneinander getrennt. Das Wesen ist von seltsamer Gestalt, sehr eifertig und unbeständig. Fortwährend rollt es von einem Ort zum anderen. Meist bewegt es sich ohne erkennlichen Grund mit wahnsinniger Geschwindigkeit. Es ist eine Art moderner Zentaur.“

Schach

Alle die Schachbegeisterung betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

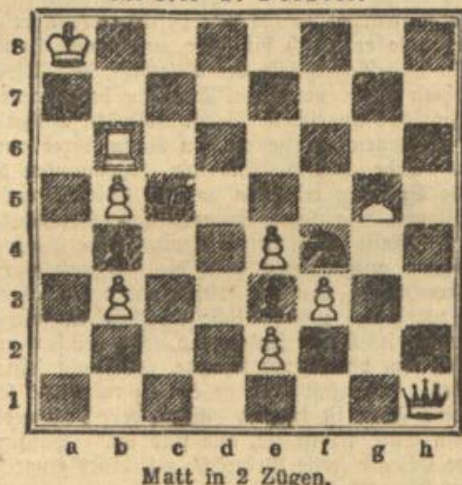
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maidaner in der Marktstrasse. Hauptspieltage: Samstags.

Wiesbaden, 17. Oktober 1915.

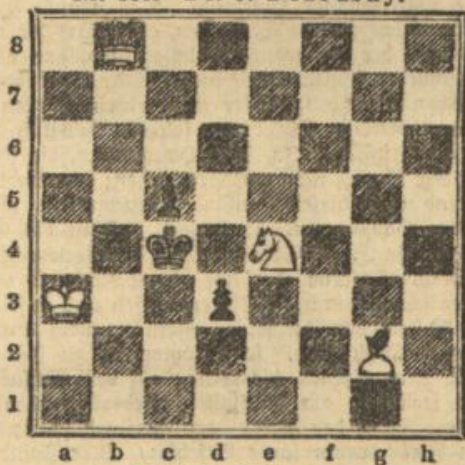
Aufgaben.

Nr. 379. F. Förster.



Matt in 2 Zügen.

Nr. 380. Dr. J. Dobrusky.



Matt in 3 Zügen.

Nr. 381. O. Würzburg.

Weiß: Kg8, Dc1, Bh5.

Schwarz: Kh6, Lf6, Bg7 g5.

Matt in 3 Zügen.

Partie 147. (Ungarisch.)

Gespielt im Winterturnier 1896/97 des Wiesbadener Schachvereins.

Weiß: Fischereidirektor G. Bartmann †.

Schwarz: Stadtrat v. Moller †.

- | | | | |
|-------------|----------------------|--------------------------|----------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 15. h2—h3 | Dd8—c8 ³⁾ |
| 2. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 16. Kgl—h2 | Tf8—h8 ⁴⁾ |
| 3. Ll1—c4 | Lf8—e7 | 17. Sf3—g1 | c7—c5 |
| 4. 0—0 | Sg8—f6 | 18. f2—f4 | Lb6—d8 |
| 5. d2—d3 | 0—0 | 19. f4×e5 | f6×e5 ⁵⁾ |
| 6. Sbl—c3 | Le7—c5 ¹⁾ | 20. Sgl—f3 | f7—f5 |
| 7. Lcl—e3 | Lc5—b6 | 21. e4×f5 | Le6×f5 |
| 8. Le3—g5 | h7—h6 | 22. Lh4×d8 | Th8×d8 |
| 9. Lg5—h4 | d7—d6 | 23. Sl3—h4 | Lf5—g6 |
| 10. Sc3—d5 | Sc6—a5 | 24. Tf1—f6 ¹⁾ | Kg7×f6 |
| 11. Sd5×f6† | g7×f6 | 25. Dd2×h6 | Td8—g8 |
| 12. Dd1—d2† | Kg8—g7 ⁷⁾ | 26. Tal—f1† | Kf6—e6 |
| 13. Lc4—b3 | Sa5×b3 | 27. Sh4×g6 | Ke6—d7 |
| 14. a2×b3 | Lc8—e6 | 28. Dh6—h7† | Aufgegeben. |

¹⁾ Schwarz mußte mit d7—d6 fortfahren; durch den Textzug, der in die italienische Partie einlenkt, verliert Schwarz ein wichtiges Tempo. — ²⁾ Auf 12. ... Se5×c4 folgt natürlich 13. Dd2×h6 und Weiß entscheidet durch Lh4×f6 die Partie sofort zu seinen Gunsten. — ³⁾ Dd7 war besser. — ⁴⁾ Hiermit trifft Schwarz schon Vorkehrungen gegen die drohende Kombination 17. g2—g4, 18. g4—g5 h6×g5; 19. Sf3×g5 f6—g5; 20. D×g5† Kh7; 21. Dh5† Kg7; 22. Tg1†. — ⁵⁾ Um den Läufer h6 zur Deckung des gefährdeten Punktes f6 zurückzuziehen. — ⁶⁾ Auf 19. ... d6×e6 folgt 20. Df2 mit starkem Angriff. — ⁷⁾ Ein sehr schönes und überraschendes Turmpfer, das sofort entscheidet.

Auflösungen.

Nr. 375 (3 Züge). 1. Sh6, f×g3 2. f4; 1. ... Kg5 2. h4+; 1. ... D×g3, —h1 2. Se4+; 1. ... Sg4+.

Nr. 376 (2 Züge). 1. Se2. (Nebenlösung: De4†).

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. B., J. K., Wdw. und R. St. in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Versteckträtsel.

Fallschirm, Tasche, Freundschaft, Degen, Gesindel, Diener, Verschlimmerung, Leisten, Feinmechaniker, Gelände.

Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Buchstaben-Rätsel.

Ein Landwehrmann im Russenquartier,
Der fühlte sich elend, unsäglich schier.
Sie hat ihn befallen; er ächzet schwer:
„Ach Gott wenn es gar die Cholera wär!“
Der Regimentsarzt lacht: „Nein,
Die ist's nicht. Ich lindere gleich die Pein.“
Und richtig! Vor seiner Arzenei
Schwand vom Uebel das Haupt. Da war's vorbei!
Vorbei mit allen Schmerzen und Plagen.
Was blieb, konnt' er in der Tasche tragen.

Tauschträtsel.

Fuge, Hand, Main, Reue, Wind, Besen, Robe, Elbe;
Wein, Blei, Zank, Zahl, Anker, Reiher; Asche, Hohn,
Reis, Tenne, Bein, Rind, Stern.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes Hauptwort zu bilden, jedoch so, daß die neu eingefügten Buchstaben im Zusammenhang ein Sprichwort ergeben, das sich besonders auch im Kriege bewährt.

Rätselfragen.

Wer hat auf seiner Mutter Holz gehauen?
Warum hat die Natur den Weibern keinen Bart gegeben?
Welches sind die kleinsten Fische?
Mann und Weib, wer von beiden ist das gescheiteste?

Auflösungen der Rätsel in Nr. 473.

Bilderrätsel: Mackensen. — Buchstabenrätsel: Ulm, Kulm. — Vieltentig: Salz. — Rätsel: Meerenge.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915.

Nr. 21.

Wie „Laus Dreckfinsky“ eine Schlacht gewann.

Von Afta Burchardt-Nienstein.*)

(Nachdruck verboten.)

Stanislaus Dreszcinski war ein biederer Polak aus einer Ortschaft mit unaussprechbarem Namen an Deutschlands Ostgrenze. Ein echtes Naturkind. Doch hatte diese launische Mutter ihn ziemlich stiefmütterlich behandelt. Er war keins ihrer Glanzprodukte. Sein dicker Borstenschädel mit den winzigen Schlitzaugen, der Plattnase zwischen vorragenden Backenknochen und dem langen Mundspalt, der in heftigem Grinsen von einem der abstehenden Ohren bis zum andern reichte, saß auf einem kurzen, plumpen Körper mit nicht ganz gleicher Schulterhöhe. Auch war hinter seiner niedrigen Stirn keine blendende Geistesfackel entzündet, sondern nur ein spärliches Lichtlein, das gerade seine allernächste Umgebung schwach erhellte.

Trotz dieser geringen Gaben an Geist und Schönheit war Stanislaus ganz zufrieden; auch mit seinem nicht leichten Loos als Viehhirt bei einem geizigen Bauern, schon seit der Knabenzeit. Lohn und Kost waren kläglich, die Behandlung war hart, die Plackerei nicht gering. Aber es gab auch bescheidene Freuden nach Stanislaus' Geschmack. Vor allem in der Weidezeit köstliche Faulstunden, wo er lang ausgestreckt am Boden inmitten seiner Pfleglinge lag, ins Himmelsblau blinzelte, ein Pfeifchen Kartoffelkraut schmauchte oder — schlief. Es gab, wenn auch leider aus Armut nicht oft, die himmlische Wonne eines Fuselträuschchens und zärtliche Blicke aus Marinkas schwarzen Augen, sowie einen derben Schmah von ihren Lippen, die kräftig nach dem Stall dufteten, den sie betreute und bestreute.

Da griff der gepanzerte Arm des Vaterlandes in dies friedliche Leben und reichte den Wackeren in die deutsche Wehrmacht ein als unentbehrlichen Helfer zu deren Ruhm und Größe: Stanislaus mußte Soldat werden. Eine ganz neue Welt tat sich ihm auf.

Er sollte das Glied einer großen gleichmäßigen Gemeinschaft, eine Zierde der Nation sein, sollte seine faulen, steifen Gliedmaßen regen und strecken lernen; sollte exerzieren, marschieren, stramm stehen, „Griffe kloppen“, seinen Körper und Geist in feste Form — Uniform — zwingen lernen und die unerhörtesten Dinge tun. Man mutete ihm z. B. zu, sich jeden Morgen zu waschen. Das war bei ihm sonst nur eine Bußübung vor hohen Feiertagen gewesen, die den ehrwürdigen Schmutz von Monaten entfernte, und mit Entrüstung versetzte er auf dies ehrenkränkende Ansinnen:

„Bin ich nicht Schwein solchiges, daß ich muß waschen mich' olle Tog!“ Er betrieb denn auch nur eine Art

Scheinwäsche, bis einmal seine ganze Mannschafsstube ihm auf Andeutung des Unteroffiziers hin mittels Bürsten, Besen, Sturzgüssen und kräftigem Untertauchen im Stall-eimer eine gründliche Unterweisung in dieser schwierigen Kunst gegeben. Da machte er täglich mit schauernder Selbstüberwindung schwache Versuche. Doch sie blieben unzulänglich, und Feldwebel Krause meinte:

„Der Kerl ist so eingedreht, daß, wenn man Peter-silie auf ihm säte, sie eben so üppig gedeihen würde, wie bei dem beliebten ‚Onkel Theodor‘.“

„Onkel Theodor“ ist ein immergrüner Küchenkräutertopf in Kopfform, aus dessen Schädel, Ohren und Nasenlöchern es lustig sprießt.

Da auch Stanislaus' Borstenhaar sich als freundliches Asyl einer niederen Geschöpfgruppe erwies, deren Austreibung ihm sehr hartherzig erschien, verlieh man ihm den Ehrentitel: „Laus Dreckfinsky, das Kompagnieschwein“.

Diese Standeserhöhung, weit entfernt, den Inhaber zu kränken, entlodte ihm nur ein behagliches Grinsen und Grunzen, das die Bezeichnung noch treffender machte. Es war doch wenigstens eine militärische Auszeichnung für ihn, da andere ihm unerreichbar scheinen mußten. Denn er blieb in allen Stücken das Schmerzenskind der Kompagnie, das Schrecknis seiner Vorgesetzten, denen seine Ausbildung oblag. Nur notdürftig gelang es, ihm die einfachsten Griffe und Begriffe des Soldaten beizubringen, und die namhaftesten Injassen des Zoologischen Gartens wurden bei dem Erziehergeschäft angerufen. Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit waren ihm wesensfremd, und was er in der Instruktionstunde leistete, wo sein geringer Intellekt und die mangelnde Sprachkenntnis harmonisch zusammenwirkten, das ging nicht „auf eine alte Kuhhaut“. Er blieb „krumm und schlapp“ und gehörte zu denen, die bei großen Besichtigungen „nicht gezeigt“ werden, sondern in einer geheimnisvollen Versenkung verschwinden, damit ihre Erscheinung das vorteilhafte Gesamtbild der Kompagnie nicht verschimpfere.

Bei Schwimmen und Schießen gab es ganz besondere Schwierigkeiten. Wasser galt ihm als unbedingt feindliches Element, während die Erde ihm vertraut war.

„Bin ich Fisch, daß ich soll schwimmen und tauchen?“ stammelte er blaß und zitternd beim Anblick der blühenden Fläche, die mit tückischen, schillernden Zungen gierig nach ihm zu lecken schien. Und kniefällig im wörtlichsten Sinne bat er den leitenden Schwimmoffizier, ihn zu verschonen. Als man ihn trotzdem gewaltsam entkleidete und, durch die Hilfsleine gesichert, in die Flut beförderte, betete er, schon in Schwimmhosen, laut ein Stößgebet zu seinem Schutzheiligen und gebärdete sich dann an der „Angel“ trotz aller Weisungen und Zurufe so unvernünftig mit Strampeln, Zappeln, Watterschlucken und Hilfescreien,

*) Verfasserin der vielgelesenen, in unserem Büchertisch bestens empfohlenen Werke „Herrn Dröfles Jungferntreife“ und „Liebes-tee“. (Verlag von Theodor Gerstenberg in Leipzig.)

daß er in ernste Gefahr geriet und man ihn herausziehen mußte.

Die Folge war ein dreitägiges Klapperrfieber im Lazarett, und als bei den nächsten Versuchen der Vorgang sich wiederholte, sprach der Herr Stabsarzt von einer unüberwindlichen Naturanlage mit lateinischem Namen. Feldwebel Krause aber brummte heimlich über moderne Spitzfindigkeit bei Ärzten und Richtern und beklagte, daß das sicherste Heilmittel für alle Schäden des Leibes und der Seele in unserer schwächlichen Zeit außer Gebrauch gekommen ist: „stramm gezogen und fünfundzwanzig aufgezählt.“

Auch beim Schießen bekam der Heldenjüngling den „Tadderich“ und die „Käsefrage“ — so nannte man sein entfärbtes Gesicht. Das scharfe Knallen erschreckte ihn, wie das Wild im Walde. Er duckte sich unwillkürlich mit eingezogenem Kopf und hielt die Ohren zu. Auch hatten die Kameraden sein naives und sehr abergläubisches Gemüt durch haarsträubende Mordgeschichten noch mehr verschüchtert. Gewehre gingen bei der geringsten Unvorsichtigkeit auch von hinten los, und Kanonen, diese Ungetüme mit der Brüllstimme, seien erstarrte verzauberte Ungeheuer, die bei der Arbeit — im Manöver oder gar Krieg — täglich ihr „Futter“ verlangten, mindestens einen Mann. Und wenn es kein Feind sein könne, verunglückte ein anderer in ihrer Nähe. Die Gefahr sei besonders groß für die schlechtesten Schützen und „krummen“ Kerle. Aus der ganzen Armee würden die dazu aufgespart und hinkommandiert.

Für Schmerz und Wunden war er dabei nicht empfindlich. Beulen und Risse machten ihm nichts, er war sie von seinem Naturleben her gewöhnt. Blut stillte er einfach durch Auslegen von Erde ohne unnötige Waschungen. Buddeln, Kriechen und Klettern konnte er gut.

Sein bunter Rock gefiel ihm wohl. Am meisten freuten ihn die blanken Knöpfe. Er putzte sie, selbst an der vierten Garnitur, mit wahrer Innigkeit, so daß sie blitzten, wenn auch der Rock von Schäden und Flecken starnte. So trat er einst, mit einer Pfauenfeder, seinem einzigen Schmuckstück, als Prachtorden im Knopfloch, stolz vor die Kameraden und erklärte: „Bin ich Generol!“ Und nach Haus entsandte er ein Bildnis, das ihm ein genialer Photograph für mühsam geparte Löhnungsgroschen gefertigt. Da saß sein grinsender Kalmückenkopf auf der Gestalt eines sechs Fuß hohen Kriegsgottes in voller Uniform. Und Marinka und die übrigen konnten baß erstaunen über die Wunderwirkung preussischer Soldatenzucht und -kost.

Lehtere behagte ihm auch sehr. Nie hat er so gut und reichlich zu essen gehabt. Mit dem „Spag“ (Fleischstück) in seiner Mittagsuppe liebäugelte er erst ein Weilchen, ehe er ihn mit einem Haps verschlang. Ein Endchen Wurst oder gar ein Schnaps aus der Kantine, wenn es ihm jemand spendierte, versetzte ihn in höchste Seligkeit. Er selbst konnte sich Extragenüsse nicht leisten, war „blutarmes Euder“, wie er selber sagte.

Nur drei Kostbarkeiten nannte er sein eigen: ein handlanges, buntes Porzellanfigürchen, das seinen Schutzpatron Sankt Florian, Polens besonderen Heiligen, darstellte. Ein verschwommenes Jahrmarktsbildchen, eine nebelhafte Gestalt mit zwei schwarzen Augenflecken. „Marinka, Schatz meiniges!“ erklärte er zärtlich. Dazu die besagte Pfauenfeder, die ihm ein Zigeunerweib geschenkt und die ihm als Inbegriff der Pracht und voll magischer Kräfte erschien.

Diese Herrlichkeiten, die er fanatisch liebte und hochhielt, verbarg er in seinem Bett vor Entweihung und Entwendung. Alle Neckereien und Placereien seitens der Kameraden, die er ständig erdulden mußte, ertrug er gutmütig gelassen. Doch als einst ein frecher Witzbold seine drei Kleinode aus ihrem Versteck hervorholte und aufing, damit „Schindluder“ zu treiben, wie der Fachausdruck lautet, verwandelte sich das geduldige Schaf in ein gereiztes Raubtier. Er sprang mit rasendem Gebrüll den Frevler

an, umklammerte ihn, biß und fragte ihn blutig, hieb ihm mit der Faust auf Schläfen und Schädel. Kaum vermochte man ihn von seinem Opfer loszureißen, das übel zugerichtet war. Trotzdem erhielt er nur gelinde Strafe und der Zeischundene außer seiner Prügel noch einen strengen Verweis. Denn einsichtige Beurteiler begriffen, daß diese schlichte Naturseele, durch Antastung dessen, was ihr heilig galt, in sinnlosen Schmerz und Jörn geraten mußte.

* * *

Nach einem schicksalsreichen Rekrutenjahr errang der Biedere wider Erwarten doch eine militärische Würde: er wurde Offiziersburtsche. Diese „Beförderung“ ist ja eine mehr private als dienstliche, doch wegen mancher Annehmlichkeiten und Vorteile den meisten sehr willkommen. Stanislaus kam dazu durch den Umstand, daß Leutnant Bergmanns Burtsche erkrankte und Seine Allmacht, der Herr Hauptmann, den Entbehrlichsten als Ersatz bestimmte. Der Leutnant war zwar nicht sehr erbaut von der Aussicht, „das Kompagnieschwein“ im persönlichen Dienst zu haben. Da er aber kein absoluter „Feinheimer“ war, der nur auf Außerlichkeiten Gewicht legt, und Stanislaus sich doch immerhin schon ein wenig herausgemustert hatte, so tröstete sich der Offizier mit dem Gedanken, es sei ja nicht auf ewig.

Kaus Dredzinsky fühlte sich stolz beglückt, wenn auch anfangs etwas bänglich in dem neuen Kulturstadium. Es hatte ernste Pflichten, verlangte schwer zu erlernende Fertigkeiten. Er sollte nicht, wie das erstemal, seinen Herrn mit dem respektvollen Zuruf wecken:

„Pan Leutnant uffsteh, gehorsamst Kaffee sauf!“

Er sollte nicht Butter oder Wurst im bloßen Papier ohne Teller auf den Tisch bringen. Er durfte nicht die Teetasse mit dem gebrauchten Stubenhandtuch abtrocknen und saubere Leibwäsche nicht mit ungewaschenen „Pfofen“ anfassen, so daß seine Fingerspur als Zierrat zurückblieb.

Seine Tolpatschigkeit stellte manchen Unfug an, und sein mangelndes Begriffsvermögen, verbunden mit seinem Kauderwelsch, richtete die konfusesten Bestellungen aus. Manch ein Donnerwetter fauste auf sein schuldiges Haupt hernieder. Aber sein Eifer und seine reuige Zerknirschung waren dabei so groß, sein gehorames „Befell!“ kam stets wie aus der Pistole geschossen aus seinem Munde, seine Ehrlichkeit war unzweifelhaft, sein guter Wille nicht umzubringen, so daß sein Herr, ein gerecht denkender Mann, ihm Nachsicht und Wohlwollen erwies und ihn mit Langmut manierlich zu machen strebte.

Da er ihm auch menschliche Teilnahme zeigte, durch eine Frage oder einen kleinen Scherz hin und wieder, ihn nicht nur als Arbeitsmaschine benutzte, so stieg „Pan Leutnant“) in der Burtschenseele auf den obersten Platz, noch über die anderen Heiligtümer. Der arme Tausel hatte es ja noch nie so gut gehabt. Fern dem strengen Dienstzwang des Kasernenlebens und dem Übermut der Kameraden ein freieres und leichteres Dasein in seines Herrn nicht prächtiger, aber behaglicher Wohnung, die ihm wie ein Palast erschien. Er selbst hatte, was er nie besessen, eine eigene hübsche Kammer, die er mit farbenglühenden Reframebildern, Ansichtskarten und seinen drei Kleinodien schmückte. Er hatte eine kleine Zulage neben seinem Traktament, und manches blieb von seines Herrn Abendtisch übrig. Er war stolz auf sein Vertrauensamt und trug seine schlichte Burtschenlivree mit bewußter Würde.

Mit Frau Kuhlmei, seines Herrn Quartierwirtin, schloß er einen Seelenbund mit praktischen Achtungsbeweisen: von seiner Seite kleine Dienstleistungen und Botengänge, von der ihren Beratung und Anleitung in seinen Hauspflichten und Kostproben ihrer Kochkunst. Er durfte — o Wonne! — sich mal ein verstohlenes Faulstündchen auf seinem Bett gönnen in seines Herrn

*) Pan: Herr.

Abwesenheit, für welchen Frevel in der Kaserne ihn feldwebel Krause ins Loch gesperrt hätte.

Er benahm sich gesittet und vermied Anstößigkeiten, aus Furcht, seinen Posten zu verlieren. Er leckte nicht mehr von seines Herrn Pomade oder dem feinen Schuhlaß, der nach Alkohol duftete, und trank nicht mehr den Spiritus aus der Kaffeemaschine mitsamt den angebrannten Streichhölzern. Er bemühte sich, jede Bestellung bis ins kleinste genau und getreu auszurichten. Und als ihn sein Leutnant einmal mit einem Geburtstagsstrauß zu einem heimlich angebeteten Bäschen schickte und vorher verstoßen einen Kuß auf die Blumen drückte, wiederholte Stanislaus bei der persönlichen Aberreichung an die Holde diesen Zärtlichkeitsbeweis mit verzüßter Miene . . .

So behielt ihn sein Herr und mochte ihn im ganzen gut leiden. Nur zwei Soldatentaugenden fand er nicht reichlich bei ihm: Wagemut und Ehrbegriff.

* * *

Der Krieg brach aus. Das Feuer, das schon lange unter der Asche geschwelt, loderte auf und ergriff die Welt. Die Mobilmachungssorder, die überall begeisterte, mutig entschlossene Truppen fand, rief bei Stanislaus das alte Abel hervor. Sein erblaßtes Gesicht stand über zitternden Gliedern. Seine Phantasie und das Gerede der Kameraden steigerten die kommenden Schrecknisse ins Ungeheure.

„Du hast wohl Angst, Kerl?“ fuhr ihn sein Herr zornig an.

Und er versetzte ehrlich und bekümmert ohne jede Beschämung:

„Befell! Hob ich großes Onkst! Um Pan Leutnants Leben seiniges. Und meiniges . . .“, setzte er kleinlaut hinzu. „Bin ich Kanonenfutter . . . Und knollt sich so sehr . . .“

„Pfui! Das ist eines Soldaten unwürdig!“ Der Leutnant hatte doch besseres von ihm erwartet und wußte nicht, wie man sein enges Hirn verfeilt hatte.

Trotzdem sorgte der Angstmeier mit höchstem Eifer für die Ausrüstung und schleppte alles Erdenkliche heran für seines Herrn Schutz und Nutzen. Des Krieges Anfang schien ihm auch nicht furchterregend. Mit singenden, begeisterten Kameraden in bekränzten Wagen fahren und überall von jubelndem Volk begrüßt, verpflegt, gefeiert zu werden, das war fein. Auch bei den langen ermüdenden Märschen, die dann folgten, hielt er sich wacker, immer seinen Leutnant im Auge behaltend. Und daß er, der verhöhnte „Schlappmeier“, die Anstrengungen wohlgemut ertrug, wirkte noch anstachelnder auf die Ausdauer der anderen.

Es ging in seine Heimatgegend und über die Grenze nach Russisch-Polen hinein, wo er nicht ganz unbekannt war. Das Regiment lag in Gefechtsbereitschaft dem Feinde gegenüber, der nicht allzuweit entfernt in Überzahl eine stark besetzte Stellung einnahm, den Rücken durch besetzte Gehöfte und Ortschaften gedeckt. Es galt, ihn vorläufig aufzuhalten, bis die nötigen Verstärkungen zum Vordringen herangezogen waren.

Beim Auswerfen der Schützengräben, Bauen der Unterstände und all den notwendigen Klein- und Nebenarbeiten war Stanislaus in seinem Element. Mutter Erde war ihm ja vertraut von Jugend auf, und von dem Leben im Freien kannte er alle Hilfsmittel der Natur, die man sich nutzbar machen kann. Er werkte und schanzte mit wahrer Wonne und großem Geschick, gleich bald einem grauen Erdgeist, verstand mit erstaunlicher Findigkeit, für seinen Herrn besonders, allerhand Erleichterungen auszuklügeln. Durch seine Kenntnis des Landes, der Sprache und Sitten war er auch brauchbar als Dolmetscher und beim Heranschaffen von Lebensmitteln und Vorrat für die friedliche „Gulaschkasone“, die er im Gegensatz zu ihren grausigen Schwestern sehr verehrte. Als er bei einem Einzeltreifzug zum lederen Sonntagsbraten für die Kompagnie ein festes, quiekendes Schwein für einen Spottpreis

erhandelt hatte und stolz heranzuführte, wurde er laut gefeiert und entblödete sich nicht, von seinem gebratenen Namensvetter tapfer mitzuschmausen — ohne alle Gewissensbisse.

„Mocht sich Spöß, Krieg!“ erklärte er strahlend seinem Leutnant.

„Manchmal! Doch wenn's ernst kommt, heißt's auch aushalten, verstanden?“

Als die Feuerschlände von hüben und drüben ihr Werk begannen, Geschützdonner, Gewehrknattern, Pulverdampf die Luft erfüllten, plägende Granaten und Geschöshagel in die Stellung schlugen, verkrümelte er sich freilich schein in sichere Deckung — es ging ihm tatsächlich „wider die Natur“, das wahnwitzige Getöse. Nachher aber beim Abtransport oder Notverband Verwundeter — zum Glück gab es wenige zuerst — war er unermüdlich aufopfernd tätig, schleppte Wasser heran durch Morast und Gestrüpp, selbst zerschunden und blutend, räumte auf und half das Zerstörte herstellen, Nächte hindurch.

Dann kam die große Probe.

Von Leutnant Bergmann geführt, sollte eine Schleichpatrouille zur Erkundung bis an den Feind vorgehen, der die Hauptstraße für den Vormarsch so hartnäckig gesperrt hielt. Doch lag in seiner Flanke ein schwieriges Gelände, teils Sumpfniederung, teils mit Gestrüch und Gehölz bestanden, in dem ein schmaler Richtweg lief, der jedoch nur mit äußerster Schwierigkeit und Gefahr selbst für Kundige gangbar war.

Freiwillige wurden aufgerufen zu dem Auftrag, der auf Leben und Tod ging. Sogleich meldeten sich Wadere genug. Doch Stanislaus stand blaß, ohne sich zu rühren, unter dem Blick seines Herrn, der ihn erst mahnend, dann verächtlich traf. Und nach dem Kommando: „Wegtreten!“ eilte er schnell davon.

„Knechtsseele!“ dachte der Leutnant abgestoßen und enttäuscht. Er hatte den Burschen doch für so anhänglich an sich gehalten, um die Furcht überwinden zu können. Auch wäre seine Ortskenntnis vielleicht nützlich geworden.

Beim Abmarsch aber trat der Ungetreue, zum Auszug bereit, wie ganz selbstverständlich neben die sechs andern, die ausgewählt worden waren. Hatte ihm das Gewissen geschlagen?

„Was willst du jetzt noch?“ wies ihn kurz der Leutnant ab. „Bist überzählig. Kehrt, marsch! Hast dich nicht gemeldet.“

Der Bursche riß die Schweinsäuglein auf in fassungslosem Schreck und Staunen.

„Was brauch ich zu melden? Bin ich bloß Stück von Pan Leutnant. Geh ich immer mit ihm — auch wenn hob Onkst — bis in Hölle. Hob ich bloß gehollt Schutzmann, heiliges.“

Damit schob er, sich feierlich bekreuzend, seinen porzellanenen Florian dem Leutnant in die Brusttasche.

„Für mich?“ lächelte der gerührt.

„Befell! Wenn sich Pan Leutnant stirbt, is sich schlimmer als wenn armes Polad.“

„Braver Kerl!“ Sein Herr reichte ihm die Hand. „Also los, Jungs! Wir nehmen's mit dem Teufel auf, wenn er uns begegnet.“

Und Stanislaus, glück- und mutberauscht, fügte hinzu: „Wenn Pan Leutnant nimmt Teufel, nimm ich Teufels Großmutter.“

Mit äußerster Vorsicht, jeder Nerv gespannt, immer auf der Wacht und Hut vor feindlichen Überraschungen, ging es über die eigenen Vorposten hinaus in das Gelände. Bei Sturm und Dunkelheit. Der Weg, oft nicht passierbar, von Sumpf, Schlucht, Genist unterbrochen, weit zu umgehen. Auf Händen und Knien mußte man vorwärts — mußte springen, rutschen, klettern, waten in großer Mühsal. Stanislaus kannte dies Gebiet einigermaßen, trabte und kroch wie ein Spürhund vor seinem Herrn her, um den Boden zu prüfen, trat oft bis zu den Knien oder dem Gürtel in Morast. Das machte ihm nichts. Schmutz trägt ja noch. Nur klares Wasser war ihm eklig und verdächtig.

Da, nachdem sie ein Gehölz durchschlichen hatten, sahen sie im fahlen Dämmer in nächster Nähe die Vorhut der feindlichen Stellung vor sich. Schützengräben, Offizierszelte und gleich dahinter die Ortschaft, die auf des Leutnants Kriegskarte verzeichnet war. Die Landstraße drüben war stark verschanzt, gesperret und bewacht. Nach dieser Seite hin aber, wo das Sumpfgelände einen natürlichen Schutz bildete, weil es unmöglich schien, daß größere Truppenteile es je durchschreiten konnten, standen nur vereinzelte Posten, wenig wachsam. Der erste kaum zehn Schritt von den Anschließern entfernt.

Mit angehaltenem Atem verharrte die Patrouille geduckt und möglichst gedeckt. Der Leutnant und der Sergeant hoben mit aller Vorsicht ihre Ferngläser — es galt ja nur möglichst genaue Erkundung und dann Rückkehr. Nicht Überfall und Angriff natürlich.

Da — hatte doch ein Geräusch Verdacht erweckt? — der Russe wandte sich her, spähte, rief an, feuerte . . . Leutnant Bergmann lag blutüberströmt.

Der Schuß hatte drüben alarmiert. Alles kam in Bewegung. Der nächste Posten eilte schon heran. Da erscholl plötzlich ein ungeheures, lusterschütterndes Gebrüll. Der Russe, der geschossen hatte, fühlte etwas sich anspringen wie eine gereizte Bestie, einen riesigen Panther, der ihn umklammert hielt, ihm entsetzlich das Gesicht zerfleischte, die Nase abbiß, in Augen und Ohren krallte, so daß der Gepeinigten ein wildes Jammergeheul erhob, das sich schaurig mit dem immer wiederholten Gebrüll mischte. Und dann kam aus dem Gehölz ein donnerndes deutsches Hurra, immer neu und neu, vom Sturm weithin getragen und verstärkt . . . Aus wieviel Kehlen? Aus zahllosen schien es! Schüsse krachten aus dem Dunkel, Russen fielen . . . schrien . . . wälzten sich . . .

Heilige Gottesmutter! . . . Ein Überfall! . . . Die Deutschen waren da, die verdammten Hunde, die alles möglich machten. Durch das Sumpfgebiet gekommen. In Scharen! Nun saßen sie auch in der Flanke wie schon vorn. Da blieb kein Ausweg als: „Zurück!“, wollte man nicht jämmerlich aufgerieben werden.

Eine Panik brach aus, pflanzte sich fort, ergriff das Lager, riß alles mit sich zur Flucht, immer neu angetrieben

durch das Scheul und Gebrüll von seitwärts her. Der dämmernde Morgen fand die Straße frei, das Lager geräumt, die Ortschaft verlassen, und das ganze Gebiet wurde von den anrückenden Deutschen besetzt.

Im nächsten Etappenlazarett saß Leutnant Bergmann, Arm und Schulter in der Binde, am Bett seines braven Burschen, dessen tobender Racheaft für seinen Herrn den Eindruck gemacht hatte, als wenn ein großes Aufgebot hinter ihm wäre. Eine Kussenkeule steckte zum Dank dem Wackeren in der Brust — rettungslos . . . Mit feuchten Augen schaute der Genesende auf das Gesicht, das schon fahle Schatten trug, wie Schleier, die Mutter Erde über das Kind deckt, das sie zum Schlaf in ihren Schoß holen will.

„Knechtsseele!“ dachte der Offizier wieder, doch diesmal erschüttert, im Sinn der schönen Bibelworte: „Ei, du frommer und getreuer Knecht!“ Und ihm fiel ein, daß gerade er einmal verstehend eine nur milde Strafe beantragt für einen Jähzornausbruch dieses Urgemüts, dem man sein Heiligstes angetastet hatte.

Da hob der Kranke die fieberischen Lider, zum erstenmal — und letztenmal sehend. Ein Freudenschein glitt über sein Gesicht, und die schwache Stimme stammelte:

„Pan Leutnant is sich nich gesterbt durch Ruß verfluchtiges?“

„Nein, du treue Seele! Bei mir wird alles wieder gut. Du hast mich gerettet und durch dein Geschrei den Anstoß gegeben zu dem Irrtum und der Flucht der Russen.“

Und er sprach zu ihm von dem, was geschehen war. Auch von dem mutigen Hurra und Vorgehen der andern, die ihren wunden Führer nie verlassen hätten. All die Tapferen belohnte das Eisene Kreuz. Und Stanislaus war, auch für seine wichtigen Führerdienste, außerdem noch zum Gefreiten befördert.

Da verzog sich des Sterbenden Mund zu dem alten Grinsen wie in verschmühtem Triumph über alle andern und seine letzten Worte waren:

„Hot sich Laus Dredfinsky gewonnen Schlocht, is sich Generol!“

Deutsche Städtebilder.

Cassel.

Von Ernst Quadt.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Leute, die behaupten, Cassel wäre ihnen nur durch Wilhelmshöhe, Wilhelmshöhe aber durch den alljährlichen Besuch des Kaisers geläufig geworden. Unlängst fragte mich in Berlin ein echter Spreerathener, ob ich in der Vorstadt von Wilhelmshöhe, Cassel, oder in Wilhelmshöhe selbst wohne. Frühere Stammtischbrüder überraschten mich eines Tages mit einem Brief, der mich als Schiedsrichter in einer Wette ernannte. Man hatte sich nach meinem Abschied mit meiner neuen Heimat beschäftigt und war zu dem Ergebnis gekommen, daß Cassel völlig unbedeutend wäre, wenn nicht der „Casseler Rippenpeer“ die Stadt bekannt mache. Man behauptete, diese delikate Fleischart sei eine Spezialität Cassels und die Erfindung eines Casselaners. Meine Entscheidung, daß Cassel mit dem Rippenpeer ebenso wenig zu tun hätte, als Dummsdorf mit der Dummheit, brachte mir einen endlosen Briefwechsel, da man nicht begreifen wollte, daß der Rippenpeer seine Heimat ganz wo anders habe.

Cassel hat heute 160 000 Einwohner und blickt auf das ehrwürdige Alter von 1000 Jahren zurück. Muß man sich da nicht wundern, daß es in Deutschland im Allgemeinen noch so wenig bekannt ist? Verschiedene Umstände sprechen dabei mit: Der Handel fehlt fast

gänzlich, die Industrie ist noch jung und das pulsierende Leben wird durch das Ruhebedürfnis der zahllosen Pensionierten beengt, die die Stadt zu einer Stadt der Rentiers machten. Erst im letzten Jahrzehnt zeigt sich eine stärkere, siegreiche Entwicklung. Aber wenn man heute noch abends 11 Uhr einen Stadtbummel unternimmt, sind Straßen und Plätze leer. Alles schläft, und nur die elektrische Straßenbahn und Lichtreklamen an manchen Dächern wehren den Gedanken ab, daß man sich in einer Kleinstadt befinde. Dem alten Casselaner ist der moderne, vorwärtstrebende Geist fremd, und selbst jede kommunale Verbesserung muß gegen zehn verschiedene Meinungen verteidigt werden. Als die Warenhäuser von Tieß und Wertheim eröffnet wurden, war man Todfeind dieser Eindringlinge. Heute gelten sie als die Bahnbrecher einer neuen Ära. Ihre Konkurrenz spornte die alten Geschäfte zum Fortschritt an; ihre Paläste gaben einer ganzen Straße ein anderes Aussehen und ein regeres Leben. Sie tiefen eine Wandlung hervor, die der Stadt zum Vorteil gereichte und zwangen die Nörgler, sich schmollend mit der Tatsache abzufinden, daß Cassel reif für derlei Neuerungen ist.

Man könnte die Entwicklung der Stadt in drei sehr ungleiche Zeitabschnitte teilen. Urkunden führen die

Entstehung auf das Jahr 913 zurück. Von da bis zum Jahre 1866, als Cassel eine preussische Stadt und die Hauptstadt der Provinz Hessen-Nassau wurde, ist die erste Periode zu rechnen. Das Dörfchen Cassala, das zum Eigentum des deutschen Königs Konrad I. gehörte, wurde zu Anfang des 13. Jahrhunderts von den Thüringer Landgrafen zur Stadt erhoben. Im Jahre 1247 erkor diese Landgraf Heinrich von Hessen zu seiner Residenz. Die folgenden Jahrhunderte brachten dem Gemeinwesen die Ereignisse, die man in Varianten in den Annalen aller Residenzen findet. Nur wurde schließlich vielleicht mehr die Kunst gepflegt, als anderswo an kleinen Fürstenthöfen, da manche Hessensfürsten Sinn und Verständnis hierfür besaßen. So entstanden, zumal seit der Regierungszeit Wilhelms IV., immer mehr Verschönerungen und Erweiterungen der alten Stadt, die durch ausgewiesene Protestanten aus Holland und Frankreich anregenden Zugzug erhielt. Als „Roi Lustig“ sich hier für ein paar Jahre einmischen konnte, fand er in seiner Hauptstadt des „Königreichs Westfalen“ schon die schönsten Schlösser, Anlagen und Plätze, so den Auepark, das Orangerieschloß, das Marmorbad, Wilhelmshöhe mit seinem wunderbaren Park, das Museum Fridricianum, und in der berühmten Bildergalerie blickten die Hochwerke der Malerfürsten verwundert auf den kleinen Bruder des großen Korns.

Cassels zweite Periode fällt in die Jahre 1866 bis 1905; es war die Periode stiller Beschaulichkeit. Die vorwärtsdrängende Zeit flutete während dieser Jahre unmerklich an Cassel vorüber und erst die dritte Entwicklungsperiode öffnete die verschlossenen Stadttore, ließ Licht, Sonne und Leben herein, warf alte Traditionen über den Haufen, forderte einen moderneren Geschäftsgeist und gab der Jugend größere Rechte. Jede Woche brachte etwas Neues, jedes Jahr einen erstaunlichen Fortschritt auf allen Gebieten. Ganze Straßen änderten ihr Aussehen, ganze Stadtviertel schossen neu aus der Erde. Die Stadtväter verstanden die Zeit und nutzten die günstige Konjunktur aus. Sie gemeindeten mehrere Dörfer ein, die sich den Stadttoren genähert hatten, schufen moderne Straßen und bewilligten Geld zu neuen städtischen Gebäuden. Und mit der Stadt wetteiferte der Staat und Privatpersonen. So ist in kurzer Zeit aus der verschlafenen Stadt das Cassel geworden, wie es heute den Fremden einladend grüßt, und rapide stieg die Zahl der Besucher. Eines der letzten Jahre brachte beispielsweise 126 000 Fremde.

Wenn man das Cassel von heute vom Bahnhof aus betritt, fühlt man gleichsam den Hauch, der den Städten entströmt, die zum Bleiben einladen. Folgt man der Straßenbahn ins Stadttinnere, so kommt man am baumbestandenen, malerischen Ständepark mit seinen historischen Gebäuden vorüber und wandert seinen Weg fort bis zum Königsplatz. Ein Großstadtbild! Fast das Leben der Berliner Friedrichstraße. Das ist das Zentrum Cassels, links die pitoreske Altstadt mit ihren schmalen, edigen Gassen, rechts die obere Königsstraße, in der das Leben vom Morgen bis zur Nacht ununterbrochen flutet. Nur wenige Schritte die Königsstraße hinauf und man ist am Friedrichsplatz, der, 324 m lang und 151 m breit, die größten Paraden zuläßt, überhaupt zu allen großen Veranstaltungen dient und diente. In der Mitte das Denkmal des Landgrafen Friedrich II., im Hintergrunde das 1908 erbaute Hoftheater. Das Auetor hat diesem Bau Platz

machen müssen: der herrliche Einblick in die Karlsaue ist durch das Theater für immer dahin. Alte Casselaner können diese „Verschandelung“ immer noch nicht vergessen. Es soll einige geben, die den Musentempel nicht besuchen, weil sie ihre Empörung über den Aufbau an der schönsten Stelle der Stadt nicht bändigen können.

Vom Friedrichsplatz führen alle Straßen zu besonderen Schönheiten. Wollte man eine Rundwanderung durch alle Straßen — und jede bietet etwas Eigenartiges — unternehmen und alle Sehenswürdigkeiten besuchen, man brauchte Tage, und um alles zu schildern, den Raum vieler Feuilletons.

Trotz der vielen neuen Plätze mit den würdigen und wuchtigen Denkmälern und den schönen Anlagen, trotz dem intimen Reiz der Altstadt, den sich windenden Gäßchen und malerischen Fachbauten, trotz der breiten, von Laubbäumen umrahmten neuen Straßen des Hohenzollernviertels mit seinen Wohnpalästen und Villen bleibt das Schönste an Cassel doch die herrliche Umgebung. Wohin man den Blick richtet und den Fuß lenkt, überall Berge, Hügel, Wälder und Wasser. Die Stadt liegt in dem weiten Talsessel der Fulda, der gebildet wird im Westen vom Habichtswald, im Süden von der Söhre, im Osten vom Kaufunger Wald und im Norden vom Reinhardswald. Auf dem rechten Fuldaufer liegt die Unterneustadt, auf dem linken strecken sich, meist auf Hügelland, die übrigen Stadtteile. In der nächsten Umgebung Cassels liegen Auepark, Florapark, Weinbergpark, Tannentuppenpark und Stadtwäldchen. Kunst und Natur haben herrliche Wege und Stege, idyllische Plätze und romantische Flecken geschaffen. Das Alte und das Neue vereint sich überall zu einer wunderbaren Harmonie und macht jeden Besucher zum begeisterten Lobredner. Und doch lehnen die Fremden meist nicht dieser Herrlichkeiten wegen in Cassel ein, sondern sie kommen, um Wilhelmshöhe kennen zu lernen, das mit seinen Naturwundern und weltbekannten Kunstanlagen einzig dasteht. Der Philosoph Weber sagte einmal: „Ganz Deutschland, vielleicht ganz Europa, bietet nichts Herrlicheres.“ Das großzügige Schloß, das sich mit seinen gewaltigen Säulen in einem See spiegelt, wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts vom Kurfürsten Wilhelm erbaut. Großmütig wies es nach den Tagen von Sedan der alte Kaiser Wilhelm dem Franzosenkaiser als paradiesisches Gefängnis an. Er konnte dort seines lustigen Ohms Jérôme fleißig gedenken. Heute ist das Schloß ein jährlich mehrere Wochen besuchter Lieblingssitz unseres Kaiserpaares.

Der Casselaner ist stolz auf sein Cassel, stolzer ist er, Wilhelmshöhe zu Cassel rechnen zu dürfen. Wenn die Stadt sich so weiter entwickelt, wie in den letzten Jahren, und das ist wohl anzunehmen, dann ist seiner Bevölkerung ein stiller Erholungsort in nächster Nähe besonders von Nöten. In die anderen Anlagen und Parks dringt das städtische Leben, nach Wilhelmshöhe aber kommt kein störendes Geräusch. Dort oben ist ewiger Friede und diesen Frieden werden die Casselaner einmal noch mehr suchen, als es jetzt schon geschieht. Die Fremden aber, die jährlich in steigender Zahl ihre Schritte herlenken, werden stets gerne zurückdenken an diese uralte Stadt im Herzen des deutschen Reichs, die wie ein Juwel von solchen Schönheiten gefaßt ist und deren Stadtgöttin nun jugendfrisch und lächelnd in das zweite Jahrtausend ihres Daseins hineinschreitet.



Jagd in der römischen Campagna.

Von Curt Bauer, Rom.

(Nachdruck verboten.)

Sehen Sie denn nicht, daß die Kugeln zu uns fliegen?" mußten wir kürzlich einem eifrigen Wildschützen auf offenem Felde zuzurufen, während die Schrottkörner seiner Flinte das Gestein neben uns ins Bröckeln brachten und die Vögel eilig über unseren Köpfen entwichen. „Eh“ — antwortete aus der Entfernung eine hohe Männerkehle — „ich wußte garnicht, daß meine Flinte so weit reicht!“ Sonntagsjäger! denkt mein freundlicher Leser. Aber er wird sich kaum vorstellen, daß die riesige Campagna die ganze Woche hindurch von Sonntagsjägern wimmelt. Rechts und links, während der Wintermonate, fallen die Schüsse ununterbrochen, wo man geht und steht. Neben Ruinen, auf den Feldern, in den Bergen und Gesträuchen, nirgends vermag der Spaziergänger einen Satz zu vollenden, ohne von einem oder mehreren Schüssen unterbrochen zu werden. Da schießt der römische Tagelöhner, der Schuster und Schneider, der Kleinhändler und Stiefelpolier, sowie der Advokat, Beamte und Rentier. Sie alle jedoch wollen die Pulverkosten durch ein leckeres, erspartes Mahl aufbringen und nicht etwa wie bei uns ihr harmloses Vergnügen beim Wildhändler bezahlen. Bedenkt man, daß die Stadt Rom allein etwa 12 000 solcher Jäger liefert und dazu noch die zielsicheren Bauern und Landleute kommen, so fühlt man sich leicht versucht, die Zahl der Jäger höher zu veranschlagen, als die Zahl des in den öden, fruchtlosen Ebenen hausenden Wildes. Man freut sich heimlich über jeden fehlgegangenen Schuß, sofern einem dabei die Schrottkörner nicht allzu nahe kommen.

Während die Jagd bei uns ein gewisses, durch Raumbegrenzung und Kosten bedingtes Privileg bildet, das nur wohlhabenden Herren ansteht, ermöglichen die italienischen Gesetze es jedermann, dem edlen Waidwerke in grenzenloser Freiheit nachzugehen. Ein Erlaubnisschein zum Tragen des langen Schußgewehres kostet nur 15 L. Er verleiht dem Inhaber das Recht, überall, wo es ihm beliebt, zu jagen: im heißen Süden wie im kühlen Norden, in der Ebene wie in den Bergen. Und wenn ich mir das Vergnügen machen will, einem schlechten Schützen auf den Fersen zu folgen und alles wegzuschießen, was er oder seine Hunde wittern, so vermag mir dies rechtlich niemand zu verbieten. Diese wenig kostspielige Freiheit lockt dann auch während der Jagdzeit selbst halbwüchsige Burschen und Pantoffelhelden zur oft genug entliehenen Flinte, um sich einmal als Herren der Schöpfung des Tierreiches zu fühlen und sich gewissermaßen gefährlich vorzukommen — wenigstens den Lerchen! Ja, wie jeder Landstrich seine Jagdspezialitäten hat, so sind dies in der römischen Campagna — leider muß es gesagt werden — die Lerchen.

Nachdem sich meine freundlichen Landsmänninnen vom Tierchutzverein etwas vom ersten Schrecken erholt haben, will ich ausführlicher schildern. Die Lerche nämlich, die bei uns schon lange unter dem Schutz des fleißigen Adler hepfügenden Pegasus steht, hat hier noch niemanden mit ihrem Gesang zu Morgengedichten angeregt. Ode und verlassen liegen weite Ebenen der römischen Campagna und der angrenzenden Hügel, nur flüchtig bearbeitet hier und da von weitherkommenden unwissenden Arbeitern, die meist selbst ihre eigenen fremden Melodien singen und wenig Sinn oder Gehör für den zarten Gesang der Lerche besitzen. Kein in der Frühe seinen Adler besäender Bauer lauscht hoffnungsvoll ihrem ermutigenden Gesang. Keiner Feldblumen suchenden Maid spielt sie die Nachtigall einer noch morgenjungen Liebe. Ihre Stimme ist viel zu zart, um in die starken Farben des Südens, in die frühreifen Leidenschaften der Römer zu passen. Sie hat hier keine poetischen Beziehungen zum Menschen und vermag daher sein Herz nicht zu rühren,

wohl aber seinen Magen, d. h. sie wird gerne gegessen, als Delikatesse zwar, aber doch gegessen. Ich selbst habe sie leider oftmals essen müssen: in der Polenta, in Risotto mit Pomodori, zu Macaroni, und — alle europäischen Vogelschutzvereine mögen es mir verzeihen — sie schmeckt immer gut. Also die Lerche bildet für die Masse der Campagna-Jäger die Jagdspezialität, weil sie häufig und leicht anzutreffen ist. Indessen auch die Menge wird geringer, wenn zuviele darauf reflektieren. Daher bedient man sich zur Lerchenjagd farbiger Spiegel, die ein Mechanismus in schnellen Drehungen schwingt, sodaß die lustigen Vögel neugierig herbeisliegen, um die Quelle so herrlichen Lichtglanzes unter den hellen Sonnenstrahlen zu erspähen. Aber ihre Neugierde nach Erkenntnis vermag den Tod nicht zu durchschauen, der dahinter lauert. Piff, pass — trifft sie eine Schrotladung, noch bevor ihre vorwärtigen Schnäbeln den Lichtpunkt der Schönheit betasten können. Nicht jeder Campagna-Jäger ist imstande, sich den Kusus eines Spiegelmechanismus zu leisten, ohne durch diese Ausgabe die Rentabilität seines Vergnügens oder gar die Existenz seiner Familie aufs Spiel zu setzen. Er fängt daher eine Eule und bindet ihre Füße an der Spitze eines Pfahles fest. Rüttelt man nun den Pfahl, so beginnt die Eule, deren vom Tage geblendeten Augen erstaunt die Ursache der seltsamen Bewegung zu ergründen suchen, nervös mit den großen Flügeln hin- und herzuschlagen. Auf die neugierigen Lerchen übt dies schnelle Geflatter dieselbe Wirkung aus wie ein Spiegel, ahnungslos, daß in der nächsten Osteria bereits der Risotto für sie angefeuert wurde, den sie selbst so gerne fressen und in dem ihnen auch der Jäger die letzte Ehre erweist.

Eine bei weitem seltenere Jagdbeute bildet das Rebhuhn, das in den tieferen Flugebenen nistet, und die Wachtel, die als Zugvogel nur in kleinen Scharen den Agro Romano berührt. Wo sie in größeren Mengen erscheint, bedient der Jäger sich eines Netzes, in das eine Lock-Wachtel gebunden wird und das der im Schilf versteckte Jäger zusammenzieht, sobald sich eine herannahende Schar darin niedergelassen hat. Die Bauern fangen sie auch in Schlingen hinter niedrigen Steinmauern, die jene faulen Vögel, um ihre Flügel zu schonen, umhüpfen, und so mit den Füßen in die Schlingen geraten. Sorgsam freilich muß der Bauer darüber wachen, daß die Eingefangenen nicht inzwischen ein anderer abholt und verspeißt, weil das Wild der Campagna rechtlich jedermann zusteht. Diese Jagdfreiheit jedoch — mag sie nach deutschen Begriffen zwar dem Wildschutz widersprechen — bietet den Städtern in Italien doch eine unendliche Quelle der Erholung und des Genusses. Nach allen Richtungen durchstreift der Römer auf diese Weise seine Campagna und deren Umgebung, lernt die durch Schönheit und Erinnerungen berühmten Punkte kennen, gewinnt ein intimes Verhältnis zu seinem Lande, ja macht bisweilen lange Ausflüge mit der Eisenbahn, um die Jagd in fremden Landstrichen zu erproben. So wird vielen die Passion der Jagd ein Anregungsmittel, ein Vorwand, sich stundenlang zu ermüden, die Natur lieben zu lernen, und die Lerche erfüllt auf diesem Umwege auch hier eine poetische Mission, obwohl sich der Mensch nicht gerade dankbar erweist. Von stundenlanger Bewegung in der baumlosen Campagna ermattet, gewährt hier und da eine kleine einsame Locanda Schatten vor den warmen Strahlen der Mittagssonne. Am Eingange befindet sich eine große lauschige Laube mit Weinranken und Blumen bepflanzt. Dort versammeln sich die Jäger zum Mittagessen. Des Sonntags erwarten schon die Frauen die mit ihrer Jagdbeute zurückkehrenden Männer. Die Macaroni, Risotti oder Polenta sind vorbereitet, die Tische gedeckt

und es bedarf nur noch der inzwischen erlegten Lerchen, Rebhühner usw., um das frugale Mahl in ein lukullisches zu verwandeln. Schnell erhöht der Castellwein die Fröhlichkeit, die Stunden eilen in der milden Luft dahin und sobald die Abendsonne ihre leuchtenden Reflexe über die Campagna wirft, die Mücken aus den feuchten Wiesen aufzusteigen beginnen, eilt alles singend zur nächsten Station, von der die Eisenbahn nach Rom zurückführt.

Der erste Jäger indessen begnügt sich nicht in der Campagna Romana mit dem Herunterknallen fröhlicher Vögel. Er sucht daneben den Fuchs zu erbeuten und versteckt sich dazu oft lange in einen der vereinzelt stehenden Bäume, an dem die kunstvoll abgerichteten Hunde das aufgestöberte Tier vorbeizutreiben wissen. Die „Caccia alle volpe“ (Fuchsjagd) lockt vor allem die vornehme Welt Roms in die Campagna hinaus. Große Gesellschaften versammeln sich dann mit der Meute, vorher durch Zeitungsnotizen über den Treffpunkt informiert. Damen und Herren der Aristokratie erscheinen als Teilnehmer, sowie als Zuschauer. Bildet doch solch eine Rennjagd in den weiten einförmigen Linien der Campagna Romana ein außerordentlich fesselndes Bild, während die schönen Pferde mit ihren elegant gekleideten Reitern und Reiterinnen im wahren Wettrennen durch die große Ebene, über Täune und Flüsse jagen. Was dann von der auswärtigen Lebewelt in Rom weilt, nimmt ebenfalls an den Fuchsjagden teil. So kürzlich unsere roten Husarenoffiziere, als sie ihrem Regimentschef, dem König von Italien, zu seinem Jubiläum ihre Huldigungen darbrachten. Noch lange sprach man in der römischen Gesellschaft von dem malerischen Anblick, den die rot uniformierten Reiter durch die Campagna sprengend den Augen der Zuschauer boten.

Nicht immer gefahrlos indessen verlaufen die Jagden in der Maremma, jenen unkultivierten Sumpfdickichten nahe am Meere, wo der Jäger sich mit der Art die Wege bahnt und leicht den Boden unter seinen Füßen verlieren kann. Niemand wird sich ohne Ortskenntnis oder Führung in jene Striche wagen, durch deren Gebüsch man stundenlang bis an den Knien in schlammigem Wasser waten. Natürlich sind diese Dickichte besonders reich an Wildenten und anderem Geflügel. Die Spezialität der Maremma jedoch ist das Wildschwein, zu dessen Erlegung es geschickter Jäger bedarf. Meist werden dazu kleine Treibjagden veranstaltet, doch hat das in der Wildnis hausende

Tier eine so starke Witterung, daß es bei entsprechendem Winde den Jäger bereits auf 3000 Meter wittert, und den Kreis der Treiber durchbrechend ins Dickicht zurückflieht. Die Wildschweinjagd in den gefährlichen Urwäldern des Agro Romano gibt dem Jäger die eigentliche Taufe, nicht mit Wasser oder Wein, sondern mit Blut. Wer nämlich zum erstenmal ein Wildschwein erlegt, muß es sich gefallen lassen, daß der die Beute zerlegende Jäger das Herzblut des Tieres auf die Kleider des Neulings spritzt. Das Fleisch des Wildschweines hat einen außerordentlich zarten Geschmack und wird in der römischen Küche meist mit einer süßen Sauce zubereitet: „Cinghiale all'agro dolce“ heißt es dann auf der Speisefarte.

Während bei uns in Deutschland nur die Wildddiebe der Forste von der Jagd leben, erzeugt die Jagdfreiheit und die reiche Wildmenge vieler Landstriche Italiens hier Professionsjäger, die ihre Familien ausschließlich von der Jagd ernähren, und gut ernähren. Was sie über den eigenen Bedarf erbeuten, findet auf dem städtischen Markte leichten und guten Absatz, denn die italienische Junge liebt das Wild über alles. Dazu werden die Fuchsfelle teuer bezahlt: das Stück mit 5—16 £ je nach Größe und Güte. Kürzlich begegnete ich einem Jäger, der damit in wenigen Monaten 500 £ verdient hatte. Gemüse und sonstige Zutaten liefert ihm sein kleines Anwesen, das er selbst bebaut. So lebt er glücklich und frei wie der Urmensch, nur seiner eigenen Schussicherheit vertrauend, ohne von Polizeiaufsicht unserer Zeit sich bewegt zu fühlen. Dieselbe Freiheit wie der Jäger in der Campagna genießen seine Hunde in den Küchen der Osteria. Rom und die Castelle wimmeln von Jagdhunden, die von ihren „Herren“ außerhalb der Jagd keinen Bissen, nicht einmal Nachtlogis erhalten. Während der Mahlzeiten indessen ziehen sie mit sicherem Tritt durch die Osterien, suchen erst als ortskundige Stammgäste den Fußboden der Küche ab, schreiten dann vorsichtig zu den Tischen, von denen ihnen ein besonderer Duft entgegenströmt, überzeugt, daß ihnen der lauende Mensch einen Knochen oder Fleischrest zuwirft. Nur sobald sein Herr auf die Jagd gehen will, sucht er nach dem Verbleiben des Hundes, ruft ihn herbei, sieht, daß er sich im wohlgenährten Zustande befindet, macht ihm seine inzwischen vielleicht vergessene Abhängigkeit durch die Peitsche begreiflich und eilt dann im stolzen Herrengefühl mit ihm hinaus zur unbegrenzten Jagdfreiheit der Campagna Romana.

Das Kind.*)

In seinen Traum vom Leben fällt
Verworrenen Lichtes noch kein Schein,
Denn lauter geh'n und unversehrt
Die Dinge seinem Schauen ein.

Und was es sieht und was es hört,
Genießt es ganz und ungemischt,
Weil keines Wortes Fremdheit stört
Und ihm das reine Bild verwischt.

*) Aus dem „Lärmer“.

Die Sehnsucht zweier Seelen blaut
In seinem Blicke still und groß,
Und dennoch ringt sich nicht ein Laut
Von den geschloss'nen Lippen los.

Die Wunder, die es rings gewahrt,
Die sind ihm wohl im Tiefsten kund;
Doch daß es keines offenbart,
Versiegelt ihm ein Gott den Mund.

Karl Bröger.

Sternschnuppe

Skizze von Mathilde Tipp.

(Nachdruck verboten.)

Es war an der Ostsee an einem wundervollen Augustabend. Klar und hehr glitzerten die Sterne nieder. Im Schein der elektrischen Birnen stammten die Geranienbeete des Kurgartens an. Mit der weichen Nachtlust vermischten Gaisblatt, Reseda, Heliotrop und die

Edelrosen, die aus dichtem Blätterdach auf die Rabatten fielen, ihre Düfte. Zwischen dunklen Koniferen leuchteten weiße Statuen. Hoch und still standen die Pappeln an der Straße. Von draußen drang Lachen und Singen herein. Wie Glühwürmchen huschten die Lichter der

schaukelnden Boote mit fröhlichen, flirtenden Menschen über die silberfließenden Wellen.

Im Gartensaal des Kurhauses saß auch heute wie eilt Wochen eine kleine Gesellschaft beisammen: das Ehepaar Meding, Attaché von Grebnitz, Rittmeister Schellenberg, eine Miß Underwood, amerikanische Erbin mit ihrer Gesellschaftlerin, Madame Guichard, Porträtmaler Andersen und Frau Thyra Begger.

Die Letztgenannte war in ihrer bezaubernden Eigenart, dem goldstimmenden Blondhaar, dem Schwarm ihrer Schönheit und Eleganz, wie auch ihres maßvollen Humors, der Vorzug der Herren an der Tafelrunde so sehr, daß die andern Damen zuweilen neidisch wurden und Frau Thyra es nötig fand, ihren heißen Verehrern manchmal abschreckende Beweise von ihres Mannes Eifersucht zum Besten zu geben, um sich ihrer Galanterien zu erwehren.

Besonders zwei der Herren rivalisierten, der Rittmeister und der Attaché. Aber sie war zu klug, um darin mehr als einen Zeitvertreib zu sehen und fühlte heraus, daß sie sich bei nächster Gelegenheit mit ihrer Nebenbuhlerin bei einer andern interessant machen würden. Am liebsten war ihr Andersen, der sie am meisten bewunderte und es sich am wenigsten merken ließ, — ja zum Schein und trotz der Amerikanerin den Hof machte, die eifrig reagierte.

In kostbarem, hauchzartem Kleide saß Miß Underwood mit Madame Guichard neben Andersen auf der Terrasse und hielt sich wunschnbereit, wenn eine Sternschnuppe fallen würde.

„Sie haben mir heute noch gar kein Kompliment gemacht über meine Toilette,“ sagte die Miß herausfordernd kokett. Andersen nickte liebenswürdig.

„Ich habe diese Toilette im Verdacht, daß sie es war, die ihrer Trägerin die Sehnsucht nach dem Meere eingeffloßt hat. . . . Aber gleichviel, mein Malerauge ergötzt sich an ihrer unübertrefflichen Komposition von Seide, Spitzen und Schmuck. . . .“

„Oh. . .“, sagte sie geschmeichelt und deutete plötzlich nach dem Firmament. „Eine Sternschnuppe! Haben Sie sich etwas gewünscht. . . . Mister Andersen?“

Er schüttelte bedauernd den Kopf. Madame Guichard flüsterte ihm kupplerisch zu: „Ich tat es statt Ihrer, Monsieur. . . . Ich wünschte Ihnen eine Frau, die so reich ist, daß sie Ihnen täglich jede denkbare Abwechslung bieten kann. . . .“

„Meine Frau darf so reich sein, wie sie will,“ entgegnete er voll Humor, „nur hübsch muß sie sein. . . .“

„Das ist alles, was Sie von ihr verlangen?“ fragte die Miß erstaunt und ungläubig. Er wurde plötzlich ernst.

„O nein. . . ! Ich mache allerlei Ansprüche. . . . Aber ich habe bisher nur zwei Frauen gekannt, die all' meine Anforderungen in sich vereinigten.“

„Well, und wer war die andere?“ fragte die Amerikanerin selbstbewußt und interessiert. Er sah in diesem Augenblick unwillkürlich zu Thyra Begger hinüber, die in lässiger Anmut an der mit blühenden Schlingpflanzen umwucherten Säule lehnd, wunschreich zum Himmel auf sah, der wieder einen Sternenregen niedersandte. Die Miß verfolgte seinen Blick gehässig. „Well, das ist doch eine gewöhnliche Sterbliche. . . .“

„Aber eine ungewöhnlich entzückende“, erklärte er nachdrücklich. „Das müssen Sie wirklich selbst zugeben. . . .“

Sie schwieg, denn alle waren verstummt und lauschten wie gebannt den Klängen, die durch die laue Nacht vibrierten. Die Kapelle spielte einen Modewalzer voll schmelzenden, prickelnden Wohlklangs und feuriger Wucht, eine geniale Tonhöpfung, zu welcher die Brahmstänzerin Carnina jüngst einen hervorragenden Komponisten inspiriert hatte.

Schellenberg piffte den Tanz ein Weilchen mit, dann markierte er im Korbsessel das elektrische Furioso und stöhnte in atemloser Begeisterung: „Ach, die Carnina. . . ! Die möchte ich mal wieder tanzen sehen! So etwas von glücklicher Mischung an Glut, Kindlichkeit und Schwermut, so etwas von rhythmischem Dahinwandeln und wilder Grazie, so etwas gibts nicht wieder. . . !“

Der Attaché nickte Beifall. „Ja, das ist wahr. Sozusagen Schönheit und Hoheit in bewegter Pose. Jedes Wiegen seine Plastik, jede Gebärde innere Logik.“

„Was für ein Wunder muß diese Carnina sein, daß Sie beide an ihr zu Dichtern und Kunstkritikern werden“, bemerkte Frau Begger, und ein mokantes Lächeln machte ihre Züge vorübergehend fremd. Man erkannte unschwer, es wurmte sie, ihre erklärten Ritter für eine Andere schwärmen zu sehen.

„Ja, ein veritables Wunder“, wiederholte der Rittmeister ihre Worte. „Ein hinreißend schönes Geschöpf im hinreißend schönen Tanze. . . .“

„Besonders frappierend wirkt für mich der Kontrast ihrer großen hellen Augen zu den nachtschwarzen Zöpfen um die rosigen Ohren“, schaltete der Attaché ein. Schellenberg träumte weiter mit offenen Augen, die etwas zynisches bekamen.

„Diese geschmeidigen Glieder, um die aufregend die Seide raschelt. . . . Und dieser halbgeöffnete, kühnbereite Mund. . . .“

„Narr, der eine Schwarze küßt, wenn er eine Blonde küßt“, zitierte der Maler frech, dem die Ertase der Beiden zuwider war. Drei blonde Frauen sahen ihn mit gütigem Lächeln strafend an.

„Kennt jemand die Tänzerin persönlich?“ frug Madame Guichard neugierig, als sie die Ritter der Frau Begger so verückt von einer Fernen reden hörte.

Da ritt den Offizier der Teufel und er plauderte: „Ich, zum Beispiel. . . . Ich war einmal sehr glücklich mit der Carnina. . . .“

Thyra Begger erblaßte und krampfte die feinen Hände in die Falten ihrer Chiffonrobe. Sie litt offenbar. Einige merkten es, wunderten oder freuten sich.

Als aber Attaché von Grebnitz sich erhob und Schellenberg bedeutsam die Worte entgegenschleuderte: „Sie werden mir über diese Behauptung Rechenschaft geben, Herr Rittmeister, ich bin der Bruder der Fräulein Carnina, die um meinetwillen unter einem Nom de guerre auftritt. . . .“

Da lachte sie wieder ihr silberhelles Lachen und rief in den Diskurs hinein: „Aber meine Herren! Das alles müßte ich doch wissen. . . . Ich bin ja die Carnina. . . .“

Herr von Meding brüllte vor Lachen und schlug sich auf die Schenkel, daß es patschte. „Reiten Sie Schritt, kleine Frau. . . . Ich wollte mich noch zuvor als Ihr Impresario zu erkennen geben. . . . Zu plagen Sie mit der Pointe dazwischen.“

Und er lachte dröhnend fort und alles lachte mit, besonders über die goldblonde Ähnlichkeit Frau Beggers mit der kohlschwarzen Carnina.

Andern Tages war Frau Begger abgereist und hinterließ der Tafelrunde einen verblüffenden Abschiedsbrief: „. . . . Und ich war wirklich die Carnina und unter Ihnen mit meinem echten Haar. Es gibt in meinem Leben keinen Bruder Attaché von Grebnitz und keinen Liebhaber-Rittmeister Schellenberg. Diese Mystifikation nehme ich aber ruhig als Strafe für mein Inkognito. Denn es gibt auch keinen Herrn Begger. . . .“

„Es gibt keinen Herrn Begger. . . !“ Das war für Andersen die wichtigste Mitteilung. Er packte seine Koffer und zog beseligt Thyra Begger-Carnina's leuchtender Bahn nach.